

Nr. 49. **Bromberg, den 7. März** **1928.**

Abenteuer in Tibet.

Die Rache des Hong Chung Lu.

Roman von **Ottwell Binns.**

(26. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Die Nachricht von der Ankunft einer Karawane hatte sich offenbar schnell verbreitet, denn Dutzende von Lamas strömten in den Hof hinein, und lachten und schwatzten wie aus der Schule entlassene Knaben. Janet ließ die Blicke über den ganzen Hof schweifen, denn sie suchte nach einem Gesicht, das sich von den anderen um sie unterscheiden würde, in der Hoffnung, das Gesicht ihres Vaters zu erkennen.

Shervington begann auch alle die Männer prüfend zu betrachten; denn er sagte sich, die Nachricht, daß Weiße angekommen seien, würde sicher den einzigen weißen Mann, den diese Mauern bargen, hervorlocken. Es waren unzählige Gesichter dort, die meisten unbeschreiblich schmutzig; denn in Tibet verträgt sich anscheinend Sauberkeit nicht mit Frömmigkeit, aber sie hatten alle den mongolischen Typus, fast alle waren dunkeläugig, kein einziger von ihnen, der einer anderen Rasse anzugehören schien. Da sie sich alle ziemlich ähnlich sahen, begann Nick ihre Augen zu betrachten, denn er wußte, daß Eliot Craydon blaue Augen hatte, und unter all diesen schwarzen Augenpaaren würden blaue sofort auffallen. Aber hierbei hatte er ebensowenig Erfolg. Nirgends war ein blaues Augenpaar zu erblicken. Janet flüsterte ihm in diesem Moment zu:

„Ich kann ihn nirgends finden."

„Ich auch nicht", erwiderte er ebenso leise. „Aber bedenke doch, daß es mehrere hundert Lamas in dieser Lamaserie gibt, und sie sind nicht alle auf dem Hofe versammelt. Dann darfst du noch etwas nicht vergessen."

„Und das wäre?"

„Daß dein Vater den Ruf hat, ein Heiliger zu sein. Das bedeutet, daß er zu den Asketen gehört; es ist daher sehr wahrscheinlich, daß er sich in irgendeiner abgelegenen Zelle befindet, wohin selbst dieser Lärm nicht dringt."

„Und wenn er nicht hier sein sollte?" fragte sie mit bebenden Lippen.

„Er ist bestimmt hier. Nima und ich haben es uns in der anderen Lamaserie bestätigen lassen. Habe keine Angst, wir werden ihn schon finden." Er sprach zwar zuversichtlich, aber im Herzen hatte er nicht das Vertrauen, das er zur Schau trug; denn die Worte des jungen Novizen in der Lamaserie, in der sie übernachtet hatten, wollten ihm nicht aus dem Sinn. Der junge Mann hatte doch gesagt, daß sie den weißen Heiligen niemals würden sehen können; denn er sprach mit niemand und hielt sich streng von aller Welt abgeschlossen. Wenn das stimmte, würde auch die Kunde von der Ankunft der Europäer nicht zu ihm gedrungen sein. Alles dies gab Shervington viel zu denken, aber er teilte Janet seine Besorgnisse nicht mit. Am Abend sprach er jedoch mit Nima darüber, als dieser in sein Zelt geschlichen kam.

Der Tibetaner hatte, erzählte er, bereits zwei der niedriger stehenden Mönche ausgehorcht und hatte erfahren, daß sich ein weißer Lama tatsächlich in der Lamaserie befände, ein Mann von ganz außerordentlicher Heiligkeit, aber mehr hatte er nicht herausbekommen können.

„Nein", war die Antwort auf die Frage, ob man wohl mit einem so heiligen Mann würde sprechen können, „nein, er spricht mit niemand." Dann hatte es Nima mit einer zweiten Frage versucht: Ob man diesen großen Heiligen wenigstens würde anschauen dürfen, damit man den Segen, den ein solcher Anblick unbedingt bringen müßte, empfange? Und wieder war die Antwort: „Nein, der weiße Heilige kann niemand sehen und auch von niemand gesehen werden."

Nima fluchte gehörig, als er den Mißerfolg seiner Bemühungen mitteilte. Nach einer kleinen Pause stieß er die Frage hervor:

„Warum macht Hong Chung Lu eigentlich die Bußübungen im Schnee?"

„Wohl, weil er den Ruf eines Heiligen von Berg Omei aufrechterhalten muß, nehme ich an."

„Ja, ja! Das mag sein! Vielleicht macht er es, weil es ihm auch nicht gelungen ist, den weißen Lama zu sprechen und er sich auf diese Weise Zutritt verschaffen will?"

Shervington schrak bei diesem Gedanken zusammen. „Vielleicht hast du recht", sagte er bekümmert. Dann fragte er:

„Wo ist eigentlich Stard jetzt?"

„Dieser sehr heilige Mann setzt seine Bemühungen bei Mondschein fort. Ich erblickte ihn vorhin. Er sieht aus wie ein großer Affe, der bei Mondlicht tanzt, und ich verspürte große Lust, mein Gewehr zu nehmen und — —"

„Um Gottes willen, Nima! Das darfst du auf keinen Fall tun. Diese Lamas hier würden uns töten, wenn sie — —"

„Ja, ja, das weiß ich", lachte der Tibetaner. „Aber es gibt noch andere Auswege. Wenn wir ihm zum Beispiel, während diese Narren hier schlafen, einen kleinen Stoß versetzen könnten, wie es der Arraktrinker mit dir machte, und ihn über — —" Er brach ab und lachte grimmig. „Das würde dann wie ein Unfall aussehen, die Frucht zu großer Heiligkeit."

„Wo ist der Schuft jetzt?" fragte Shervington schnell.

„Komm ans Tor. Der Mond scheint so hell und der Schnee glitzert derartig, daß man ihn deutlich sehen kann."

Leise und vorsichtig schlichen sie aus dem Zelt in den Hof, und von dort nach der davorliegenden Terrasse. Als sie vor dem großen Tor standen, zeigte der Tibetaner nach dem Schnee.

„Dort ist der Heilige."

Shervington blickte in die angedeutete Richtung, den steilen Abhang hinauf, der seitwärts von der Lamaserie in die Höhe ragte. In demselben Augenblick erhob sich eine Gestalt, schwarz und silhouettenhaft stand sie in den Schneebergen, deutlich sichtbar im Lichtkreis des Mondes. Shervington sah, wie der Mann die Hände über den Kopf, dem Ritus gemäß, erhob. Nick wartete, daß er sich dann in den Schnee warf, aber statt dessen ließ er die Arme zur Seite herunterfallen und stand unbeweglich wie eine Statue, anscheinend entweder um sich auszuruhen oder um die schneebedeckten Berggipfel zu betrachten.

Ungefähr fünf Minuten verharrte er so, und dann drehte er sich plötzlich um, ging an der Bergseite vielleicht vierzig Meter entlang und blieb darauf vor einer Erhöhung stehen, die wie ein mit Schnee bedeckter Hügel aussah. Dort fiel er auf die Knie und drückte sich so dicht an die Erhöhung heran, daß die beiden Spähenden ihn kaum mehr erkennen konnten. Shervington starrte wie gebannt hin und zerbrach sich den Kopf, was diese neuen Übungen zu bedeuten hatten. Plötzlich hörte er, wie Nima leise einen Fluch ausstieß.

„Bei allen Göttern und Teufeln!"

„Was ist, Nima?" fragte Shervington.

„Ich weiß jetzt, wo sich der weiße Lama befindet!" antwortete der Tibetaner.

„Wo denn?" fragte Shervington rasch.

„Ich könnte wetten, daß jener heilige Mann dort gerade mit ihm spricht."

„Willst du etwa damit sagen, daß er dort auf jenem Hügel ist?" fragte er.

„Ja, das heißt, er wohnt unter dieser Erhöhung, die du siehst. Darum spricht er mit niemand und sieht auch niemand. Er gehört zu den Verrückten, die sich lebendig einmauern lassen und sich vor dem Tageslicht und ihren Mitmenschen bis zu ihrem Tode verschließen."

„Großer Gott!"

Shervington starrte den Tibetaner ungläubig an, obgleich er von solchen Asketen, von denen Nima berichtete, auch schon gehört hatte. Man hatte ihm sogar von einem erzählt, der vierzig Jahre lang in solch furchtbarer Vereinsamung gelebt und seine Nahrung durch einen kleinen Tunnel in Empfang genommen hatte, der in die massiven Mauern seines Gefängnisses, in das kein Lichtstrahl drang, gehauen war. Der Körper dieses Unglücklichen war, als die gequälte Seele daraus entfloh, ein ausgemergeltes, affenähnliches Ding, das so leicht war, daß ein Kind es mühelos hätte tragen können. Wenn Nima recht hatte, wußte man jetzt, wieso es immer geheißen hatte, es sei unmöglich, den weißen Heiligen zu sehen oder zu sprechen. Als Nick an die grausigen Erzählungen dachte, die er von solchen freiwillig eingemauerten Menschen gehört hatte, schauderte er vor Entsetzen. Da flüsterte Nima-Tashis Stimme wieder:

„Was sonst hält Hong Chung Lu von seinen heiligen Bußübungen ab? Er hat sie in der Nacht fortgesetzt, damit er, während die Lamaserie schläft, mit unserem weißen Heiligen durch den Tunnel sprechen kann."

Allmählich befestigte sich die Überzeugung in Shervington, daß Nima mit seinen furchtbaren Vermutungen recht hatte. Eliot Craydon mußte also tatsächlich halb wahnsinnig vor Angst gewesen sein; denn nicht nur war er nach diesen wilden Bergen geflüchtet, sondern er hatte das Allerschlimmste gewählt und sich lebendig begraben lassen. Wie lange wohl, dachte Shervington, hatte dieser Unglückliche hier hinter den steinernen Mauern geweilt, wo er nichts von Tag oder Nacht, von dem Verlauf der Jahreszeiten, von der Wärme der Sonne oder dem Glanz der Sterne spüren konnte. Nick war überzeugt, daß, wenn er schon lange hinter diesen schneebedeckten Mauern hauste, er wahnsinnig geworden sein mußte. Da rüttelte ihn Nimas heiseres Flüstern wieder aus seinen Gedanken auf:

„Vielleicht können wir, wenn wir uns vorsichtig heranschleichen, lauschen, was der Heilige von Berg Omei dem Heiligen von Dze-chu zu sagen hat."

„Ja! Ja!" rief Shervington, der vor Zorn fast raste, wenn er an die Qualen dachte, die der lebendig Begrabene erleiden mußte. „Und wenn wir unserer Sache sicher sind, werden wir Stards den Hals umdrehen."

Der Tibetaner lachte grimmig. „Wir wollen um die hervorspringende Bergesspitze herumschleichen. Wenn Stards den Kopf im Tunnel hat, wird er uns nicht hören."

Sie begannen also, sich heranzuschleichen und waren bald vor spähenden Augen auf dem Hügel sicher. Nun konnten sie schneller gehen, und so leise wie möglich schritten sie über den gefrorenen Schnee, aber bald erreichten sie einen Punkt, wo sie keine Deckung mehr hatten. Sie ließen sich daher auf Hände und Knie nieder und mußten buchstäblich auf allen Vieren vorwärtskriechen. Die Nacht war lautlos still, und sie hatten erst die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ein höhnisches, grausames Lachen zu ihnen herüberklang, das Shervington schaudern ließ.

Nima, der voranging erhob den Kopf und sah nach der im Schnee begrabenen steinernen Hütte, denn er dachte, daß man sie entdeckt hatte. Shervington war derselben Meinung und kroch vorsichtig zu Nima heran. Dieser starrte einen Moment in die Richtung der Hütte, dann als das Lachen von neuem erschallte, duckte er sich wieder und flüsterte:

„Der Heilige von Berg Omei verhöhnt den Heiligen von Dze-chu."

Shervingtons Blut kochte bei diesem Gedanken. Er winkte Nima, weiterzugehen, und sie krochen von neuem vorwärts. Als sie sich der Hütte näherten, vernahmen sie das Murmeln einer Stimme, und bald darauf ,als sie bereits im Schnee hinter dem Hügel kauerten, konnten sie deutlich durch die Nachtstille jedes Wort verstehen. Der Mann, der auf der anderen Seite der Hütte kniete, ahnte nichts von ihrer Nähe und sprach ungezwungen Tibetanisch, und zwar wie Nima es vermutet hatte, durch den kleinen Tunnel, durch welchen der Eremit seine Nahrung und Feuerung erhielt.

Ihr erinnert Euch noch der kleinen Mei-Li, o heiliger Mann, die die Freuden der Welt floh? Schöner war sie als die Pfirsichblüte und das Entzücken meiner Augen . . . Aber Ihr nahmt sie mir, und dann kam der Tag, wo sie wie eine gebrochene Lilie aus dem Hwang-pu herausgeholt wurde, und Ihr wißt, warum sie in den Fluß ging, und ich auch . . . ich trug das, was Ihr weggeworfen zu Grabe und schwur den heiligen Eid. Dann arbeitete ich rastlos nuen Jahre hindurch, bis ich so viel Geld beisammen hatte, um meinen Eid erfüllen zu können."

Eine Pause entstand, und Nima-Tashi machte seinem Freund ein Zeichen, daß der Moment des Angriffs gekommen sei, aber Shervington legte eine zurückhaltende Hand auf seinen Arm. Sie hatten zwar schon die Ursache der furchtbaren Rache erfahren, aber es gab noch viel auszukundschaften, zum Beispiel das augenblickliche Ziel des Mannes, der in den Tunnel hineinsprach, seine Absichten Janet und dem eingekerkerten Mann gegenüber, dem diese Stimme aus der Vergangenheit wie eine Stimme aus der Hölle klingen mußte. Eine volle Minute des Schweigens verging, dann erklang Stards Stimme kalt und höhnisch von neuem:

„Seid Ihr dort, o heiliger Mann? Ja, ich höre Euch, und Ihr könnt mich auch hören. Ihr wißt, wie die Erfüllung des Eides begann. Ich entdeckte Euch dort unten auf der Rossalinsel. Bis dahin wußte ich nicht, daß Ihr verheiratet wart, und ich hatte geschworen, Ihr solltet einen langsamen, qualvollen Tod sterben. Aber als ich erfuhr, daß Ihr ein Weib hattet, ersann ich eine viel raffiniertere Art, mich an Euch zu rächen. Zuerst schickte ich Euch die Leiche Eures Weibes — — "

Die Stimme schwieg eine Sekunde, und ein sonderbarer Laut brach die Stille, der halb wie ein Schrei, halb wie ein Stöhnen klang. Darauf hörte man ein dumpfes Geräusch, als hätte sich der Eingekerkerte gegen die steinerne Mauer seines Gefängnisses geworfen, und gleich darauf erschallte das dämonische, grausame Lachen Stards.

„Ihr erinnert Euch noch? Gut! Ihr entsinnt Euch vielleicht noch des Briefes, in dem ich Euch von meinem neuen Eid erzählte. Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß Ihr ein kleines Mädchen hattet, und ich ließ Euch von meinem Schwur wissen, daß ich Euch die Kleine eines Tages fortnehmen und ein Freudenmädchen in Schanghai oder auf den Blumenbooten in Kanton aus ihr machen würde, sobald sie mündig war, nicht eher, Ihr wußtet, heiliger Mann, was das bedeutete. Darauf seid Ihr geflohen, halb wahnsinnig vor Angst. Ich verlor Eure Spur in Schanghai. Nie hätte ich gedacht, daß Ihr in den Schneebergen Zuflucht suchen würdet. Damit hattet Ihr mich vorübergehend geschlagen, aber da mein Eid ein sehr feierlicher war, wußte ich, daß ich Euch eines Tages doch finden würde."

Wieder trat eine Stille ein. Shervington wagte kaum zu atmen, und als er sich umdrehte, um Nima-Tashis Gesicht zu sehen, las er eine Spannung darin, die ihm sagte, mit welchem Interesse der Tibetaner dieser Erzählung wilder Rache folgte. Dann fuhr die unerbittliche Stimme fort:

„Soll ich Euch erzählen, wie ich wieder auf Eure Spur kam, heiliger Mann? Ihr hattet eine zweite Tochter, von deren Existenz ich nichts wußte. Neulich — vor einigen Wochen — kam diese Tochter, die zu einer Frau herangewachsen war, nach Schanghai, um Euch, ihren Vater, zu suchen. Ich erfuhr, wer sie war und wen sie suchte und sah, wie mein Traum, die kleine Mei-Li furchtbar zu rächen, seiner Erfüllung nahte. Hier war mir ein zweites Mädchen für die Blumenboote in die Hände gefallen — —"

Wieder erklang ein erstickter Schrei, dünn und sonderbar gepreßt drang er in die Außenwelt, und von neuem hörte man das kalte, leidenschaftslose Lachen des anderen. Shervington bebte vor Zorn, aber noch immer hielt er sich mit Gewalt zurück in der Hoffnung, noch mehr zu hören.

„Zwei statt einer", fuhr Stards Stimme fort. „Zwei für die kleine Mei-Li, die weggeworfen wurde wie eine gebrochene Lilie. Darauf hatte ich nie gehofft, und es ist süß, es Euch, o heiliger Mann, zuflüstern zu können, der seit sieben Jahren hier vor dem Licht des Tages und allen störenden Stimmen begraben lebt."

(Fortsetzung folgt.)

Vorfrühling.

Ein Sonnenblitz! Ein erster, blasser Strahl,
der schmeichelnd über braune Felder fliegt . . .
Und in den Büschen, noch beraubt und kahl,
sich schon ein erstes gelbes Kätzchen wiegt.

O Frühlingsahnen! Leiser zarter Gruß
von Mutter Erde — lächelndes Symbol,
daß Winternot und Dunkel enden muß.
Der dumpfen Stube jauchz' ich Lebewohl!

Mein Herz, von harten Sorgen lang bedrückt,
schlägt wieder rascher — stürmisch und verliebt!
Den Dampf der Scholle atme ich beglückt
und glaub' aufs Neue, daß es — Rosen gibt!

Wolfgang Federau.

Zwei Menschen.

Skizze von Olaf Bouterweck.

Vor drei Tagen war William nach Berlin gekommen. Vorher hatte er sich aus Gründen, die ich hier verschweigen möchte, in den Vereinigten Staaten aufgehalten und sich dort sehr wohl gefühlt; bis jene Erhitzung des Bodens einsetzte, deren beunruhigende Wärme sich ihm weniger durch das Thermometer als vielmehr durch ein Heißwerden der Stiefelsohlen mitteilte. Dank vieljähriger Berufserfahrung wußte William, was er in solchen Fällen zu tun hatte: er kühlte seine heißen Sohlen auf den Planken eines Ozeandampfers. In Hamburg stieg er mit einer Würde an Land, wie sie nur einem Gentleman zur Verfügung steht, der keiner ist . . . .

William war also in Berlin. In sehr zufriedener Stimmung betrat er am Kurfürstendamm ein Kaffeehaus. Da er ein unheimlich forscher Kerl und außerdem im Besitze eines Gehpelzes war, der ihm das Aussehen eines Bankdirektors gab, sah der weibliche Teil der Gäste — soweit er sich nicht in Herrenbegleitung befand — seinem Erscheinen nicht ohne Wohlwollen entgegen.

Einen Augenblick ließ William seine Blicke suchend durch das dicht besetzte Lokal schweifen. Dann trat er an einen kleinen Tisch, wo allein eine junge Dame saß, und bat mit einer durchaus korrekten Verbeugung, Platz nehmen zu dürfen.

Während er beim Kellner bestellte, schätzte er ab: sehr jung, sehr hübsch, sehr solide; Kleidung sehr einfach, beinahe ärmlich, jedenfalls sehr abgetragen; an ihrer linken Hand merkwürdigerweise ein in allen Farben sprühender großer Brillant in Platinfassung. Der Ring war unzweifelhaft echt — und William sozusagen aus der Branche . . .

Seine Sympathie für die junge Dame wurde dadurch keineswegs gemindert, und mit der Gewandtheit des Routiniers hatte er die Besitzerin des kostbaren Ringes bald in ein Gespräch verwickelt.

Allerdings — was die junge Dame da errötend und ein wenig schüchtern vorbrachte, war höchst niederdrückend: Der Vater, Offizier, im Kriege gefallen; daheim die Mutter schwer leidend, sie selbst ohne Stellung. Heute habe sie der Direktor eines Konservatoriums wegen eines Engagements in dieses Kaffee bestellt, aber der Direktor käme nun wohl nicht mehr, da sie bereits über eine Stunde auf ihn warte. „Es ist schrecklich“, sagte sie, an aufsteigenden Tränen schluckend, „Mutti so schwer leiden zu sehen und ihr nicht helfen zu können! Und dann — wissen Sie . . . Ihnen wage ich es zu sagen, Sie haben so etwas Vertrauen erweckendes . . . immer dieser fürchterliche Kampf zwischen Kindesliebe und —“ Und jetzt standen ihr wirklich zwei blitzblanke Tränen in den unschuldigen Kinderaugen.

„Ja, aber warum verkaufen Sie nicht einfach diesen wertvollen Ring?“ fragte William aufs höchste verwundert.

„Oh — der ist natürlich unecht!“

„Was?“ William griff nach ihrer Hand. „Also wenn dieser Ring nicht echt ist, gnädiges Fräulein, dann habe ich in meinem ganzen Leben noch nie 'ne Katze von 'nem Dromedar unterscheiden können!“

Sie lächelte schmerzlich. „Sie irren wirklich, mein Herr. Ich habe diesen Ring von Mutter bekommen, und sie bedauert immer wieder, daß der Stein und Fassung nur Talmi sind . . sonst — —“

William schob den Unterkiefer vor. Das tat er immer, wenn er ein Geschäft witterte. Und hier war eins zu machen — weiß der Teufel! Er wurde auf einmal noch väterlicher, noch würdevoller. „Hören Sie, gnädiges Fräulein“, sagte er, „ich mache Ihnen einen Vorschlag: Wir gehen jetzt zu einem Juwelier und lassen den Ring taxieren; und dann verkaufen Sie mir den Ring zu — sagen wir 75 Prozent des taxierten Wertes, denn ich nehme den Ring nur zu meinem Privatvergnügen. Außerdem hab' ich Sie doch erst auf den Wert aufmerksam gemacht, und dann . . . wenn man so unter der Hand kauft, muß es doch billig sein — —“

Sie lächelte ungläubig. „Den Gefallen will ich Ihnen gern tun, obwohl ich von vornherein weiß, daß wir uns lächerlich machen.“

William zahlte. Natürlich auch die Zeche der jungen Dame. Denn im Geschäft war er stets Kavalier.

Am Kurfürstendamm betraten sie einen Juwelierladen. Nachdem William seinen Wunsch vorgetragen hatte, bat der Inhaber um einen Augenblick Geduld und zog sich mit dem Ring zurück.

Minuten qualvollen Wartens für die junge Dame vergingen, während William sich im Bewußtsein der Richtigkeit seiner Behauptung eine Zigarette anzündete.

Endlich kam der Juwelier zurück und sagte, er sei bereit, den Ring für 600 Mark zu kaufen.

Hm — die Herrschaften entfernten sich mit der von William gemurmelten Bemerkung, daß man es sich erst überlegen wolle . . .

William führte seine Begleiterin in eine Likörstube. „Na, gnädiges Fräulein, was sagen Sie nun?“

Sie strahlte über das ganze Gesicht. „Gott, ich kann es fast immer noch nicht glauben . . . Nein, wird meine Mutter sich aber freuen — —“

„Also ist es Ihnen recht, gnädiges Fräulein: 100 Dollar bar auf den Tisch?“

Sie klatschte vor Freude in die Hände: „Aber natürlich! Nein, dieses Glück!“

William zückte die Brieftasche und gab ihr eine Hundertdollarnote, worauf sie den Ring vom Finger zog und ihn in Williams Hände legte. Dabei zappelte sie förmlich vor Vergnügen: „Ach, ich kann es gar nicht abwarten, Mutti die freudige Botschaft zu überbringen . . . und, wissen Sie . . .“ Sie wurde plötzlich verlegen — „Sie waren so gut zu mir, mein Herr . . . und so uneigennützig; ich möchte mich Ihnen so gern dankbar erweisen . . . Könnte ich — dürfte ich —“ hier senkte sie in lieblichem Erröten das entzückende Köpfchen — „könnte ich Sie vielleicht einmal wiedersehen?“

William lächelte geschmeichelt. „Ich bitte Sie, gnädiges Fräulein, diese Frage! Selbstverständlich! — Wenn es Ihnen recht ist, morgen nachmittag um — um . . . sagen wir: 4 Uhr am Bahnhof Zoo an der Uhr — —“

Nachdem sie freudig erregt gegangen war, bestellte William einen Whisky mit Soda und zündete sich eine Zigarre an. Eine Viertelstunde wartete er. Dann ging er zum zweitenmal zu dem Juwelier.

„Ich habe es mir überlegt,“ sagte er sachlich, „ich möchte den Ring doch für die von Ihnen vorgeschlagene Summe verkaufen . . .“

Der Juwelier nickte und ließ sich den Ring geben. Plötzlich zog er erstaunt die Augenbrauen hoch: „Herr!!! — Sie wollen mir diesen Ring da im Ernst ver—kau—fen?“

„Aber —“ stotterte William verblüfft, „natürlich will ich das! Weshalb denn nicht?“

„Sie!! Herr!! Sie wissen ganz genau, daß Sie mir vorhin einen anderen Ring zum Taxieren vorgelegt haben! Donnerwetter!! Das ist ein starkes Stück, und man sollte — —!“

Das Ende dieses Satzes hörte William schon nicht mehr. Er schlug den Mantelkragen hoch, zog den Hut tief in die Stirn und verschwand mit gerunzelten Augenbrauen und vorgeschobenem Unterkiefer im Gewühl des Kurfürstendammes — — der Mensch gewordene Groll.

Und zwar grollte er weniger, daß er die kranke Mutti einschließlich Kindestränen geschluckt, als darüber, daß er für eine so schäbige Nachahmung eine seiner am besten gelungenen falschen Hundertdollarnoten geopfert hatte . . .

Bärenbesuch.

Ein sibirisches Abenteuer.

Von F. W. Gornenburg.

Von Kansk, der nördlichsten Station der transsibirischen Bahn, ritten wir, der lange Jmquill und ich, den Kan aufwärts. Es war im Vorfrühling und noch höllisch kalt. Ein Glück nur, daß in den Nächten fast Windstille herrschte.

Am sechsten Tag nach unserer Abreise — wir mochten etwa 180 Wjerst zurückgelegt haben und hatten gerade erfolglos einige Stunden an einem ins Eis gehauenen Loch im Kan gefischt — kamen wir in eines der kleinen, aus nur ein paar Häuschen bestehenden Dörfer und fanden die sonst so phlegmatischen Einwohner in heller Aufregung. Ein Bär war in einen Stall eingebrochen und hatte die Ziege geschlagen. Gospodin sochrani! Der Herr erbarme sich unser! „Mischka“ war aus seinem Winterschlaf erwacht und verspürte einen grausamen Hunger. Was sollte aus den Ärmsten werden?

Indes erwies sich meine Hoffnung, den Bauern wäre das Winterlager Mischkas bekannt, als trügerisch. Wir fanden aber, um das Dorf herumreitend, die Fährte des Bären, der ein ganz prachtvoller Bursche sein mußte. Wir brachen auf.

Seit zwei Tagen hatte es nicht mehr geschneit. Die Sonne stand kaltstrahlend am glasklaren Himmel. Nach einer Viertelstunde erreichten wir eine Anhöhe, über die der Wind den wie Staubzucker trockenen Schnee in blitzenden Wolken wehte. Hier hörte die Fährte, längst zugeweht, gänzlich auf.

Jmquill, der sonst so sanftmütige, fluchte mörderisch. Was tun? Schließlich beschlossen wir, nach links und rechts getrennt in spitzem Winkel auf die vor uns liegende Taiga zu reiten und dort den Boden abzusuchen. Gesagt, getan. Kaum hatten mich die riesigen Föhren, Lärchen und Pichtas (Edeltannen) aufgenommen, gerade begann ich, Jmquill zuzureiten und im windgeschützten Waldinnern nach der Fährte zu spähen, als ich meinen Gefährten ein freudiges Halloh anstimmen hörte. In wenig Augenblicken war ich

bei ihm und fand ihn verzückt über Meister Petzens umfangreiche Fußspuren gebeugt, die in gerader Linie wald- und bergwärts führten, eine prachtvoll ausgeprägte Fährte, die wir nicht mehr verlieren konnten, wenn es nicht dem Himmel einfiel, uns wieder einmal mit Schneemassen zu überschütten.

Eine ungeduldige aufregende Verfolgung begann. Unsere braven Konnijes, struppige,, isabellfarbige Pferdchen suchten sich wacker ihren Weg. Von Zeit zu Zeit, wenn das meist aus Johannisbeersträuchern bestehende Unterholz zu dicht wurde, stiegen wir ab und bahnten einen Weg. Wir kamen vorwärts, wenn unserer Ungeduld auch viel zu langsam; unser Packpferd folgte geduldig.

Stunde um Stunde verging. Die Fährte führte vor uns her, in fast gerader Richtung, zwischen den Baumriesen hin, kletterte einen Berg schräg hinauf und lief jenseits des Kammes ins Tal. Von dem Bären selbst war nichts zu sehen.

Es fing an zu dunkeln. Wir hatten gehofft, Michael Iwanowitsch noch an diesem Tage aufzustöbern. Nun, um so sicherer würden wir ihn morgen vor die Büchsen bekommen. Immerhin, solange die Fährte noch lesbar war, wollten wir folgen.

Als wir aber die Talsohle erreichten, die ein völlig vereister Bach in zahllosen Windungen durchzog, war es so dunkel geworden, daß wir fürchten mußten, die Spur völlig zu verlieren. Zudem gab das windgeschützte Tal einen ausgezeichneten Lagerplatz ab. So stiegen wir aus den Sätteln, banden die Pferde an, bald brannte ein mit dem ungemein leicht entflammbaren Holz der sibirischen Birke genährtes prasselndes Feuer, und in einer halben Stunde stand unser Zelt bereit, ringsum hoch mit dem wärmenden Schnee in dicker Schicht bedeckt.

Eine Stunde mochte vergangen sein, als unsere Konnijes unruhig wurden. Gewöhnt, sozusagen mit wachen Ohren zu schlafen, fuhren wir beide auf. Sollten trotz des Feuers Wölfe in der Nähe sein?

In diesem Augenblick hörte ich dicht neben mir am Zelt ein Scharren. Der Schnee wurde draußen weggekratzt. Die Zeltwand bog sich, scharf angespannt, nach innen. Was mochte das sein? Sollten wir schießen? Wer weiß, was für ein harmloses Urwaldwesen am Zelt seine Kletterkünste erprobte! Und ein Schuß konnte uns unseren Bären vergrämen, daß er, wenn er überhaupt noch in der Nähe war, abtrollte auf Nimmerwiedersehen.

Ach was! Es würde sich schon herausstellen, wer so spät bei uns Einlaß begehrte. Ich schlug mit der Faust gegen die Zeltwand. Ein lautes, böses, zorniges Brummen folgte. Entsetzt fuhr ich in die Höhe. Der Bär!

Ich gestehe, das völlig Unerwartete dieser Begegnung machte mich für einen Augenblick fassungslos. Blitzartig zuckte es mir durch's Hirn: Aus, vorbei!! Durchs Zelt aufs Geratewohl zu schießen, wäre Wahnsinn gewesen, aber auch so konnte der Bär jeden Augenblick mit einem einzigen Schlag das Zelt einreißen und uns zerfetzen, ehe an Schießen auch nur zu denken war.

Da schlug von draußen Licht herein. Imquill hatte die vordere Zeltspanne aufgehoben, war zum Feuer gesprungen und hatte zwei lange, brennende Holzscheite ergriffen. „Komm“, schrie er. „Schieß!“ Das gab mir die Besinnung wieder. Mit einem Satz war ich aus dem Zelt, die entsicherte doppelschüssige Büchse bereithaltend.

Jetzt sah ich um das Zelt den Bären herum kommen. Unsere Pferde hatten sich längst losgerissen und rasten ins Dunkel. Nach weitem Ausholen schleuderte Imquill der Bestie einen der Feuerbrände entgegen und traf ihn auf die Schnauze. Mit Erfolg! Denn der Bär hob sich mit einem Ruck auf seine Hinterfüße und kam unter bösem Brummen auf uns zu. Schon hatte ich angelegt und schoß in die Gegend, wo ich sein Herz wußte.

Der Bär zuckte kaum zusammen. Imquill hob das Birkenscheit als Fackel. Jetzt war ich, im Augenblick der Gefahr, eiskalt. Alle Erregung verflog. Vier Schritt mochte der Bär noch entfernt sein, da erhielt er die zweite Kugel in den Rachen.

Das Untier stand einen Augenblick still, dann tappte es vorwärts. Hatte ich gefehlt? Warum fiel er nicht? Mit einem gurgelnden Brummen kam er näher. Zum Neuladen war es zu spät. Imquills Gewehr lag im Zelt. Zottig, mager, riesengroß kam der Bär heran. Die kleinen tückischen Augen funkelten trübrot im Fackellicht, die Nase hatte er hochgezogen, die Unterlippe zurück gespannt, das fürchterliche Gebiß lag frei. Wieder überkam mich sinnloses Entsetzen.

Da stand plötzlich Imquill neben mir, schleuderte den zweiten Feuerbrand gegen den Kopf des Riesen, packte mich am Arm, schrie etwas, dessen Sinn mir nicht aufging und riß mich fort. War es die Stimme Imquills, die mich aus meiner Lähmung schreckte, oder sein jähes, schmerzendes Zugreifen am Arm, das weiß ich nicht, jedenfalls lief ich plötzlich, lief, als seien tausend Bären hinter mir her, bis mich Imquill zur Seite warf und gegen einen Baum drängte. Ich wandte mich um und sah zu meinem Erstaunen, daß wir kaum zwölf Meter weit gelaufen waren.

Der Bär kam, immer noch aufrecht, auf uns zu. Imquill hatte sein langes Jagdmesser gezogen, mechanisch tat ich das Gleiche. Also gut: Kampf mit dem Messer. Es konnte ja ausnahmsweise einmal gut ablaufen. Da, kaum fünf Schritte vor uns, blieb der Bär wie überlegend stehen, der schwere Körper schwankte ein paarmal hin und her, dann brach das Tier zusammen.

Wir warteten noch ein paar Minuten, indes eine wilde Freude über uns kam. Der Petz rührte sich nicht mehr.

Heute aber ist mir nach so mancherlei Erlebnissen immer noch rätselhaft, daß der Bär nicht eins unserer Pferde riß, ohne sich um uns zu kümmern. Kam es daher, daß er das Feuer scheute oder er keinen Wind von den Pferden hatte?. Oder aber, und das scheint mir das Wahrscheinlichere, hatte er das frische Fleisch eines halben Rehbockes gewittert, das von unserer gestrigen Beute noch übrig geblieben war und im Zelt lag? Wer wollte das mit Bestimmtheit entscheiden?



Bunte Chronik

* **Eine Familie von Hundertjährigen.** Wie ein spanisches Blatt mitteilt, wohnt in Melinea, in der Nähe von Cartagena, ein Greis, der kürzlich 103 Jahre alt wurde und das Glück hat, neben seiner 127jährigen Mutter noch ältere Brüder zu besitzen. Der alte Mann, Pose Pereza, ist noch sehr rüstig und geistig gesund. Er erzählt gern von seinen Reisen nach Amerika, Italien, Frankreich und Ägypten. Er hofft, noch lange Jahre zu leben und wenigstens so alt zu werden wie seine Mutter, die, ebenso wie seine Brüder, ihn noch immer „unseren Kleinen“ nennt.

*

* **Der schneidige Lokomotivführer.** Auf einer flandrischen Eisenbahn, deren rollendes Material nicht gerade auf der Höhe der Zeit steht, hatten die Lokomotivführer immer Mühe, nach jedem Halten ihr Zügle wieder in Gang zu bringen. Man mußte immer erst ein wenig zurückfahren, bremsen und dann mit einem Ruck nach vorn von der Stelle zu kommen versuchen. Daß die Kuppelungen im Laufe der Zeit dadurch nicht besser und die Gewinde langsam ausgeleiert wurden, war eben nicht zu umgehen. Kürzlich stand so ein „Expreßzug“ auf dem Bahnhof Herzeele, zwischen Brüssel und Audenarde, vor der schwierigen Aufgabe, nach Esquelbecq abzufahren. Der Lokomotivführer gedachte sich das lästige Hin- und Herfahren einmal zu sparen; wirklich brauste die Maschine nach einem scharfen Ruck davon und fuhr in erstaunlich flottem Tempo auf Esquelbecq zu. „Siehst du!“ dachte der Führer, „es geht auch so! Man muß nur ordentlich Dampf geben“. Sehr erfreut über sein gelungenes Meisterstück kam der Führer in Esquelbecq an, bremste und war ganz entzückt darüber, wie großartig die Bremsen zogen und wie schön der Zug ohne Nachschieben hielt. Da kam auch schon der Fahrdienstleiter auf ihn zu und rief: „He, wo haben Sie denn Ihren Zug gelassen?“ — „Zug gelassen?“ stotterte der Führer und wurde vor Schrecken weiß bis in die Nasenspitze. Er sprang von der Maschine. Sie stand allein auf dem Bahnhof und vom Zug war weit und breit nichts zu sehen. Da setzte sich der Mann wortlos wieder auf seine Lokomotive, und eine Stunde später brachte er seinen in Herzeele verlorenen Zug nach Esquelbecq. Diesmal hatte er zur Abfahrt vorsichtshalber wieder das alte Manöver angewandt.

Lustige Rundschau

* **Empfindliche Strafe.** „Na — womit haben Sie Ihren Sohn bestraft, als er Ihre Zigarre rauchte?“ — „Er mußte noch eine rauchen!“

*

* **Dichter und Publikum.** Junge Dame: „Ihre Novelle hat einen reizenden Schluß.“ — Autor: „Und wie gefielen Ihnen die einleitenden Kapitel?“ — „So weit bin ich noch nicht.“

*

* **Abgefallen.** Schreiber: „Mit dem Gehalt kann ich aber keine großen Sprünge machen!“ — Chef: „Na, hab' ich Sie denn als Clown engagiert?“

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.